

IF YOU SEE SOMETHING SAY SOMETHING

Fotografien 2010

Unter den Umarmungen der Zweige war schließlich nicht mehr zu erkennen, ob ein Wetterhahn oder eine Giebelfigur noch an ihrem Platz stand oder längst zerfallen war. Das wuchernde Grün ahmte die Formen, die es umfing, anfänglich spielerisch und wie zum Spott nach, wuchs dann aber nur noch seinen eigenen Gesetzen von Form und Schönheit gehorchend weiter und unnachgiebig über alle Zeichen menschlicher Kunstfertigkeit hinweg.

(Christoph Ransmayr, Die letzte Welt)

Die unter dem Titel „If you see something say something“ vorgestellte Werkgruppe Nina Pettinatos entstand im Sommer des Jahres 2010. Im Rahmen eines durch ein ISCP-Stipendium ermöglichten Arbeitsaufenthaltes verbringt die Malerin und Fotografin mehrere Monate in New York. Bei der Betrachtung der dort entstandenen Fotografien fällt eines sofort ins Auge: Ihre Motive sind durchweg unspektakulär, weit entfernt gängiger Klischees und jeder ästhetisierenden Metropolen-Rhetorik. Umso mehr ist man sofort eingenommen von ihrer ganz eigentümlichen Atmosphäre, die an kaum etwas von dem erinnern, was Fotos der Stadt sonst meist vermitteln. Was man sieht, scheint eher beiläufig, und doch von verblüffender Präsenz.

Der Blick des Betrachters nimmt gewissermaßen denjenigen eines Wanderers ein, der weniger durch das Objektiv der Fotografin, als durch ein offenes Fenster direkt

auf die vor ihm liegenden Szenarien zu blicken scheint. Es ist keine Außensicht, kein Beobachten aus noch so geringer Distanz, sondern das Gefühl eines scheinbar unvermittelten Am-Ort-Seins – nicht nur der Fotografin, sondern des Betrachters selbst.

Eine halboffene Heizungsverkleidung, herumliegende Sitzpolster, ein paar Plastikbehälter auf dem Fußboden, ein verlassenener Raum. Menschen scheinen gerade eben noch hier gewesen zu sein, doch niemand ist mehr da. Die Szenerie ist geheimnisvoll, aber nicht gespenstisch, der Ort verlassen und doch irgendwie belebt.

Ein anderes Foto zeigt die Rückenansicht eines jungen Mannes beim Überqueren einer Straße. Vor ihm eine weitläufige Kreuzung, sein Blick ist nach unten gerichtet, von dem, was um ihn herum passiert, scheint er nicht wirklich Notiz zu nehmen. Vielleicht bedient er soeben die Tasten seines Handys, liest, was auf einem Zettel steht, ist dabei, ein paar Geldscheine zu zählen. Er ist inmitten der Stadt und in jenem Moment doch ganz bei sich.

Was die Fotografie erfasst, ist die Perspektive eines Passanten unmittelbar hinter ihm, nur mit nach vorn gerichtetem Blick. Auch hier wieder kein Observieren, sondern ein ruhiges mit der Situation Verschmelzen, ein sich hinein Begeben der Fotografin in die Bewegung des Augenblicks und den ihn umgebenden Raum.

Aus einer leicht erhöhten Position heraus zeigt ein wieder anderer Bildausschnitt ein

lang gestrecktes, gesichtsloses Schulgebäude, vor dem ein Schulhof mit aufgemalten Markierungen eines Sportfeldes zu sehen ist. Der Vordergrund des Fotos kommt eigentlich der Rückseite der baulichen Anlage gleich, ein durch die Sommerhitze vertrocknetes, leicht ansteigendes Rasenstück, ein einzelner Baumstamm, der sich daraus in die vertikale Mittelachse des Bildausschnitts erhebt, ein paar vergessene Zeitungsseiten am Boden einer kleinen Parkeinfassung.

Szenen wie diese belegen die ebenso selbstverständliche wie sensible Annäherung Nina Pettinatos an Umgebungen und deren jeweiliges Eigenleben. Der Fokus ihrer Fotografien zielt nicht auf durch was auch immer definierte Haupt- oder Nebenschauplätze ab, sondern allein auf Orte und deren Identitäten. Wenn man so will, auf angetroffene Welten in der Welt, deren Wesen und Geschichte(n) sie im festgehaltenen Moment mit intuitiver Souveränität widerspiegelt. Eine latente Melancholie, die in vielen ihrer Fotos mitschwingt, vermag dabei dem Selbstbewusstsein präziser Beobachtung und Erfassung der Authentizität festgehaltener Orte, Augenblicke, Situationen keinen Abbruch zu tun, ganz im Gegenteil (man fühlt sich hier durchaus wieder an Barnett Newman's einst suggestiv gestellte Frage erinnert: Sollen wir Künstler uns mit denjenigen herumärgern, die zunächst wissenschaftlich fundierte Beweise abwarten, bevor sie an die Poesie glauben können?): Es ist gerade auch die – in aller Ruhe und mit

umso größerer Intensität sich zeigende – emotionale Qualität des konkreten Augenblicks, die die Klarheit der Beschreibung des Ortes und der Situation in den Fotografien Nina Pettinatos ausmacht.

Das gilt für die spielenden, ebenso lebendig wie in sich selbst versunken wirkenden Kinder am Strand genauso wie für das geheimnisvoll hereinbrechende Gegenlicht einer monumentalen Glasfassade, deren dahinter liegende Vegetation wie diejenige eines gewaltigen Gewächshauses erscheint. Für zwei jugendliche Ballspieler auf einem Hof, dessen frühnachmittägliches Licht auf einer gegenüberliegenden Mauer im Bild unsichtbare Bäume als Schattenzeichnung abbildet, wie für den Ausschnitt einer tristen Hochhausfassade (eine der wenigen, bewusst nicht s/w aufgenommenen Fotografien des gesamten Konvoluts), deren von zugezogenen Gardinen unterlegtes strenges Raster durch nur wenige beiseite geschobene Vorhänge unterbrochen wird.

Ein vielleicht zentrales Foto ist zugleich eines der stillsten der gesamten Gruppe. Der Betrachter blickt auf eine direkt vor seinen Augen sich erhebende, von dichtem Efeu bewachsene, steil aufragende Wand. Man sieht anscheinend nichts als sich selbst überlassene Natur. Nur einige kleine, metallisch matt aufscheinende Rechtecke zeigen etwas verloren wirkende Zivilisationsrelikte an – dass es sich um die Öffnungsklappen einer wohl antikierten Klimaanlage handelt, kann man, selbst

wenn man es weiß, kaum ausmachen. Das unter der Oberfläche versteckt liegende, gänzlich zugewachsene Gebäude scheint den Zenit seiner eigenen Zeit bereits hinter sich zu haben. Es wirkt wie die fotografisch freigelegte, nicht mehr ganz zuoberst liegende mineralogische Schicht einer noch vorhandenen, um ihre Wahrnehmbarkeit und Existenzberechtigung kämpfenden Geschichte – als metropolitanen Vanitas-Symbol einer langsam sich selbst überlebenden urbanen Kultur.

Nina Pettinato braucht und sucht nicht die dramatische Geste, nicht die technische Manipulation und nie das Mittel der Inszenierung, um ihre Beobachtungen mit der Kamera in eine künstlerische Form zu bringen. In ihrer Fähigkeit, die Bilderzählung als Perspektive des Erinnerns mit derjenigen einer gefühlten, unmittelbaren Anwesenheit des Betrachters zu vereinen, liegt ein umso stärkeres Moment, das ihre fotografische Arbeit wesentlich und für sich stehend prägt.

Thomas Elsen